

30. Jhg. MAI 2020 Nr. 5 (378)

MASURISCHE STORCHENPOST



renia65.flog.pl

Renata Jompolska
FOTOGRAFIA

Das Familienleben des Königs der Wasservögel,
dem Schwan auf der Kruttinna/Krutynia

www.kajaki-mazury.pl



Zarząd Województwa
Warmińsko-Mazurskiego
wyróżnienia

Reinhard Donder



Odznaną Honorową
za Zasługi dla
Województwa Warmińsko-Mazurskiego



Marszałek Województwa
Warmińsko-Mazurskiego

Jacek Protas

Nr odznaki
557.



Reinhard Donder wurde von Marschall der Wojewodschaft Ermland und Masuren, Jacek Protas, mit einem Ehrenkreuz und einer Urkunde für seine Arbeit am Friedhof in Kalkofen (polnisch Chrzanowo) ausgezeichnet.

Es ist die höchste Ehrung, die die Wojewodschaft verleihen kann. S. 9

August Feddersen Architekt BDA

Leben und Werke

Von Reinhard Donder

Thomas August Feddersen wurde geboren am 25.07.1881 in Schottburg, Landkreis Hadersleben, dem damaligen Nordschleswig, heute Dänemark.

Sein Vater war kleiner Hofbesitzer und Landvermesser. Ihm wurden drei Söhne geboren, von denen August Feddersen der Dritte war.

1912 zog der Vater nach Husum, kaufte die dortige Graupenmühle, eine echte Windmühle, die dann vom zweiten Sohn Johannes als Müller übernommen wurde.

August Feddersen lernte Maurer und da er eine besondere Begabung zum Zeichnen besaß und sein Gesellenabschluß besonders gut war, erhielt er die Zulassung zur Ingenieurschule Eckernförde, die für niedrigere Semester eine Außenstelle in Neustadt in Holstein hatte.

Er konnte aber nur im Wintersemester studieren, weil er im Sommer als Maurer seine Studiengebühren verdienen mußte. Das Studium dauerte sechs Semester und er schloß die Bauschule mit dem Titel Bauingenieur ab. August Feddersen hat zum Studium nie eine Mark von seinen Eltern bekommen. Es sind aus den Jahren um 1890 noch viele Zeichnungen von seiner Hand erhalten.

Dann ging er in den Preußischen Staatshochbaudienst und wurde Hilfsbauleiter an der Marineschule Mürwik bei Glücksburg. We-

gen eines Disputs mit Vorgesetzten wurde er strafversetzt nach Pillau. Damals wurde eine Versetzung nach Ostpreußen wie eine Auslandsstrafe angesehen. Diplom-Ingenieur ist August Feddersen nie gewesen. In Pillau kurz vor Vollendung des 30. Lebensjahres war er mit der Erhaltung der Hafenanlagen im Auftrag des preußischen Staatshochbauamtes betraut. Doch es gefiel ihm nicht sehr.

Zwei Jahre später im Jahr 1912 machte er sich dann als freier Architekt selbständig in Osterode, er quittierte den Dienst und ging nach Südostpreußen.

Der Grund hierfür war, so wird in der Familie erzählt, die Bekanntschaft mit Gertrud Kühne aus Deutsch-Eylau, Tochter des Färbereibesitzers Friedrich Kühne, die er am 11.11.1914 in Allenstein heiratete.

Der Brief an seinen Vater, in dem er diesem berichtet, dass er Gertrud Kühne heiraten werde, ist erhalten geblieben. Die Heirat kam für die damalige Zeit sehr spät, Gertrud Kühne war bereits 27, er war 30 Jahre alt. Es war eine Liebesheirat, die bis zum Ende des Lebens glücklich war. Das Textilgeschäft in Deutsch-Eylau, ein dunkler langer Schlauch, war bis zum Kriegsende noch immer aktiv.

August Feddersen wurde 1914 als Soldat eingezogen und ist nach 1915 als Unteroffizier nach der Schlacht gegen die Russen an den Masurischen Seen als Zivilist ausgemustert worden, um die durch den russischen Überfall zerstörten Städte und Dörfer wieder in Ordnung zu bringen. Er hatte das EK II erhalten, wofür genau ist aber nicht mehr bekannt.

August Feddersen wurde in Neidenburg, Ortelsburg und Sensburg verantwortlich für den Wiederaufbau mehrerer durch den Krieg zerstörter Straßenzüge. Wenn er später mit seinen Kindern im Ad-

ler Triumph durch die Gegend fuhr, hieß es immer „diese Straße habe ich gebaut“.

Das schnell aufblühende Büro in Allenstein befand sich am Moltkeplatz 3, erstes OG, links in drei Zimmern. Der Rest der Räume war Wohnung. Hier wurden zwei Söhne, Klaus und Jochen, geboren.

1922 bis 23 baute August Feddersen dann ein großes Einfamilienhaus, heute würde man Villa dazu sagen, direkt daneben, Moltkestraße 4/heute M. Kajki, mit einem Büro in Souterrain und großen Gesellschaftsräumen im Hochparterre.

Trotzdem ging es sparsam zu. Der Vater schnitt noch allen Kindern aus Sparsamkeit eigenhändig die Haare.

Für dieses Haus wurde dann im Februar 1945 die letzte Darlehensrate fällig, so dass das Haus nach 22 Jahren schuldenfrei den Polen übertragen wurde.

Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Klaus, Dr. med. Dr. phil., der in Flensburg als Arzt tätig war und in Jarplund bei Flensburg heute nahezu 85-jährig lebt.

Hans Jochen Feddersen Dipl.-Ing. Architekt wie sein Vater, der 1949 sein Büro in Husum und dort 1994 nach einem erfolgreichen Leben hoch angesehen starb und Inge, verh. Holzgreve, die heute mit Ihrem Mann David in Stade leben. Aus allen Ehen der Kinder von August und Gertrud Feddersen gingen wieder zahlreiche Kinder hervor, so dass das Andenken an beide Menschen in der Familie gesichert ist.

In Familie und Beruf galt August Feddersen als ruhiger, bedächti-

ger Mann. Dieser warmherzige Gemütsmensch war überaus fleißig, stand morgens zwischen vier und fünf auf und war spätestens um fünf Uhr früh auf einer seiner Baustellen. Um sieben wurde gemeinsam gefrühstückt und pünktlich um viertel nach eins, wenn die Kinder aus der Schule kamen, gab es Mittag, um halb drei nach einem kurzen Nicker wurde dann jeden Tag, oft auch Sonnabends, bis um sieben Uhr abends im Büro gearbeitet. Sein Büro umfaßte meist fünf bis sechs Mitarbeiter. Der Aufstieg zum führenden Architekten in Südostpreußen begann mit dem Tanzenberger Hof in Merane. Hieraus entwickelten sich dann immer weitere Hotels im Rahmen eines sich verstärkenden Fremdenverkehrs, beispielsweise in Krutinnen und Neidenburg.

Ein namentlich zu erwähnender wichtiger Bauherr war Paul Rogitzky, Schriftsteller und Redakteur, für den er nach und nach ca. 50 Einfamilienhäuser plante und baute. Durch Rogitzky wiederum entstanden Kontakte zum ostpreußischen Adel wie von Finkenstein und von Kumerow, die August Feddersen Aufträge zum Umbau Ihrer Herrenhäuser und landwirtschaftlichen Anwesen erteilten.

Aus dem Auftrag für ein Theater in Osterode (ca. 1920) entwickelten sich dann ca. fünf weitere Theater und Lichtspielhäuser. Seine zwei größten Werke aber sind ohne Zweifel der „Treudank“ in Allenstein und das Franziskaner Kloster. Der „Treudank“, der Theaterbau Allensteins, war ein Geschenk des Deutschen Reiches nach der Abstimmung 1921. In ähnlicher Weise manifestierte beispielsweise auch das „Deutsche Haus“ in Flensburg die Zusammengehörigkeit der Grenzgebiete mit dem Deutschen Reich.

Das Theater in Allenstein ist heute noch gut erhalten, seine Planung und Fertigstellung sind in einem 1929 erschienen Buch do-

kumentiert.(Titel: Werke des August Feddersen)

Ähnlich verhält es sich mit dem Franziskaner Kloster, für das der evangelische Architekt eine vom Papst unterzeichnete Freischreibung brauchte, um für die Katholische Kirche tätig werden zu dürfen.

August Feddersen machte hierfür eine kulturelle Pilgerfahrt nach Rom, die er tagebuchartig festhielt und in der seine Begeisterung über die Kulturschätze des alten Roms deutlich wird.

Neben dem üblichen starken gesellschaftlichen Engagement, das besonders von seiner Frau Gertrud vorangetrieben und gepflegt wurde, brachte August Feddersen einen guten Teil seiner freien Zeit in ein freimaurerisches Engagement ein. Zur Teilnahme an Logen fuhr er mehrmals im Jahr nach Königsberg und zweimal im Jahr nach Berlin, wodurch sicher auch seine Kenntnisse der jeweils neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der Architektur gefördert wurden. Er war durch dieses Engagement trotz einer eher national konservativen Einstellung allen sozialen Fragen gegenüber offen und eher liberal.

Als einem Freimaurer von hohen Graden wurden ihm nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten und dem anschließenden Verbot der Logen nahezu alle öffentlichen Aufträge entzogen. Sein Glück lag in der breiten Streuung seiner Bauaufgaben und ausreichend Ersatz durch private Bauherren, die ihn weiter hoch schätzten, aber er sah sich auch gezwungen einen Partner aufzunehmen, der politisch mehr akzeptiert wurde. Bis zum Kriegsende hieß das Büro dann Feddersen und Petersen.

Der 1903 gegründete ElitEVERBAND der freiberuflich tätigen Architekten BDA nahm August Feddersen bereits am 5. Juli 1919 auf. Diese Mitgliedschaft erlosch erst mit seinem Tod.

Dieses Leben eines Architekten und seiner Familie endete im Januar 1945 wie für so viele andere Menschen mit der Flucht. Übrig blieb bis heute nichts mehr als ein Heft mit Angaben des zurückgelassenen Inventars und einer Vermögensschätzung. Die Familie kam bis Stolp in Vorpommern, wo der „Adler“ untergestellt stehen bleiben mußte und gelangte dort mit Unterstützung des dortigen Landrates auf einen Minensucher, der alle wohlbehalten bis Flensburg brachte. Hier in Mürwik schloß sich dann ein Lebenskreis der endgültig in Husum untergebracht bei seinem Bruder endete.

August Feddersen verlor auch in diesen Zeiten nie den Mut, aber er fand als Architekt auch nicht wieder auf die Beine. Eine Krebserkrankung machte seinem Leben am 15. November 1947 in Husum ein Ende.

Der gemeinsame Grabstein von August und Gertrud Feddersen geb. Kühne befindet sich heute am Familiengrab Feddersen-Sörensen auf dem Ostfriedhof in Husum.

Sein Sohn Hans-Jochen Feddersen wurde freier Architekt wie sein Vater und begann 1949 ebenso ganz von vorne wie August Feddersen 1912 in Allenstein/Ostpreußen.

Inzwischen ist die Enkelgeneration, ebenfalls als Architekt aktiv in Berlin, fast in der geographischen Mitte zwischen der Herkunft und dem größten Wirken dieser großen Architekten-Familie.

(2003)

Aufgewachsen ist er in Lütjensee, im Herzen bleibt er Masure.

Reinhard Donder, der Autor dieses Artikel, 1941 wurde in Chrzanowen /Chrzanowo/ Kalkofen/ Kreis Lyck im damaligen Ostpreußen geboren. Er musste später mit seinen Eltern fliehen und lebt seit 1945 in der Gemeinde Lütjensee. 1975 kehrte er mit seinen Eltern erstmalig in die alte Heimat zurück. Sein Vater fand den Grabstein seiner Mutter auf einem total verwilderten Gelände des Mitte des 19. Jahrhunderts angelegten evangelischen Friedhofs. Da reifte die Idee, den Friedhof instand zu setzen.

Seit 1990 reiste Donder jedes Jahr in seine Geburtsstadt und begann den verwilderten Friedhof zu restaurieren. Eigens dafür gründete er 1995 den „Verein zur Förderung der deutschen Kulturgüter in Kalkofen“, der es ermöglichte, auch Spenden anzunehmen. Donder arbeitete mit Polen zusammen mit dem Gesellschaftlichkomitee zur Rettung ehemaliger Friedhöfe in Ermland und Masuren , aktiv konnte er von Deutschland aus wenig zur Instandsetzung beitragen. Ein polnischer Steinmetz baute die Mauer wieder auf.

Rund 20 Mitglieder hat der Verein heute, die zum Teil mit nach Polen fahren. 32 Gräber, Grabeinfassungen und Erinnerungssteine fanden die Deutschen vor, darunter auch Soldatengräber aus dem ersten Weltkrieg. Es wurde eine Mauer gezogen, ein Erinnerungsstein mit Sitzgelegenheit sowie ein großes Holzkreuz aufgestellt. Von Zeit zu Zeit werden Gottesdienste mit ortsansässigen Pastoren gemeinsam mit der deutschen Minderheit, den heutigen Bewohnern und Schulklassen gefeiert. Zwei Weiden wurden ge-

pflanzt, eine deutsche, eine polnische, die das Zusammenwachsen gepflanzt, eine deutsche, eine polnische, die das Zusammenwachsen der Völker symbolisieren. Der 2500 Quadratmeter große Friedhof wurde so zu einer Erinnerungs- und Begegnungsstätte und 1998 unter Denkmalschutz gestellt.

Reinhard Donder hat eine ganz besondere Auszeichnung erhalten: Im September 2012 wurde er von Marschall der Wojewodschaft Ermland und Masuren, Jacek Protas, **mit einem Ehrenkreuz und einer Urkunde für seine Arbeit am Friedhof in Kalkofen (polnisch Chrzanowo) ausgezeichnet. Es ist die höchste Ehrung, die die Wojewodschaft verleihen kann.**

Im Kopernikus Saal des Schlosses Allenstein hielt Reinhard Donder eine kleine Dankesrede: „Ich bin ein 100 prozentiger Masure, beide Elternteile sind in Masuren geboren wie auch ich“.

Quelle:

<https://www.shz.de/237629> ©2020
und www.abendblatt.de/region/stormarn/a (24.10.12)

Die Masuren für sich gewinnen

Sie waren weder Deutsche noch Polen. Von den einen wie den anderen wurden sie daher als fremd betrachtet. Wie endete für die Masuren das Nachkriegs-Experiment, sie zu Polen werden zu lassen?

*Darüber sprach der masurische Sozialaktivist
Dr. Alfred Czesla mit Joanna Wańkowska-Sobiesiak.*

Sie sind Verfasserin von sechs Büchern über die Geschichte und Gegenwart Masurens. In Ihren Publikationen rekonstruieren Sie dramatische Schicksale masurischer Frauen, Kinder oder, wie in Ihrer jüngsten Veröffentlichung, auch von Absolventen der Masurischen Volksuniversität. Was verbindet sie? Haben sie alle einen gemeinsamen Nenner?

Ach, diese Schicksale sind, wenn ich es mal kolloquial so sagen darf, ein journalistischer Selbstläufer. Jedes von ihnen kann durch seine Dramatik als Stoff für ein Buch oder einen Film dienen. Jedes einzelne - und ich schreibe sie seit dreißig Jahren nieder - bewegt und ergreift mich. Erste Reportagen darüber veröffentlichte ich bereits 1990 in der Presse. 2006 trug ich sie dann im Buch „Za mało na Polaka, za mało na Niemca“ zusammen. Das Buch „Same cudze dzieci“ (2017) erlebte ich sehr tief berührt. Kann man denn keine Tränen in den Augen haben, wenn man Erzählungen wie denen meiner Nachbarin lauscht, die schildert, wie sie 1945 zusammen mit ihren Geschwistern am Sarg ihrer Mutter saß, während Plünderer alles aus dem Haus fortschafften. Alles bis auf den Sarg.

Ich denke, dieser gemeinsame Nenner, nach dem Sie fragen, sind menschliche Schicksale, menschliches Leben in all - seinen Schattierungen. Nur so, durch Erlebnisse gewöhnlicher Men-

schen, schaue ich auf Geschichte. Die großen Ereignisse, die diese Region erfahren hat und die vielfach von Historikern, geschildert worden sind, gewinnen ein anderes Format und Kolorit, wenn sie von denjenigen erzählt werden, die sie Tag um Tag, Stunde um Stunde erlebt haben. Hier nur eine dieser Erzählungen, ich glaube, sie wurde in der „Rzeczpospolita“ veröffentlicht: Januar 1945, eine Familie steht vor einer Mauer und wartet auf ihre Erschießung. Und der Junge erinnert sich nach Jahren kaum noch an die Sowjets mit Gewehren, dafür aber an den Schnee, der in stechender Sonne wie, Brillanten funkelte. Ein unterschwelliges Antidotum gegen die Angst.

In Ihren Büchern sprechen Sie über persönliche, tragische Erlebnisse Ihrer Protagonisten. Ist es deshalb so, weil persönliche Geschichten besonders lesenswert sind?

Ich weiß nicht, ob „lesenswert“ eine gute Definition ist. Lesenswert sind ja auch so manche Geschichtsbücher. Ganz bestimmt lieber gelesen werden von gewöhnlichen Lesern jedenfalls Bücher über Schicksale gewöhnlicher Menschen. Sie sind einfacher und direkter nachzuempfinden. Ich halte mich jetzt deshalb an die Regel, geschichtliche Informationen jeweils in der Einleitung zu platzieren, den Hauptteil des Buches bilden dann Reportagen über die einzelnen Personen. In der Einleitung finden auch diejenigen Dokumente Platz, die ich in Archiven studiere, um die Erzählungen meiner Gesprächspartner mit historischen Fakten zu konfrontieren, sie zu ergänzen und in den jeweils richtigen Kontext zu setzen. Mit Erstaunen musste ich feststellen, dass, im Hinblick auf meine Recherchen zu „Same Cudze dzieci“ wie auch zum jüngsten Buch über Volksuniversitäten, die Forscher, die vor mir darauf zurückge-

griffen hatten, buchstäblich an den Fingern einer Hand abzuzählen sind. Auf einigen, den Akten beigelegten Karteikarten, auf denen diejenigen vermerkt werden, die in sie hereingeschaut haben, gibt es gar keine Namen. Dabei sind seit dem Kriegsende ja schon 75 Jahre vergangen und auch die Schließung der Volksuniversitäten liegt inzwischen fast 70 Jahre zurück.

Lassen Sie mich noch kurz auf Ihr letztes Buch zurückkommen. Wie kam Ihnen die Idee dazu?

Wie immer ist die Entstehungsgeschichte auch dieses Buches eine sehr gewöhnliche. Ein Kollege vom Radio Olsztyn fragte mich einmal: „Wieso setzt Du Dich nicht doch mal mit dem Thema der beiden Volksuniversitäten auseinander, die es direkt nach dem Krieg gab, und zwar jetzt, solange jene, die dort studiert haben, noch leben.“ Da dachte ich mir: Ja, es ist tatsächlich der letzte Moment, wo ich sie noch finden könnte, zumal die meisten ja nach Deutschland gegangen und nur noch wenige hier geblieben sind. Aber ich habe sie gefunden. Mich hat interessiert, inwieweit diese Schulen ihnen dabei geholfen haben, in der neuen polnischen Realität Fuß zu fassen. Ob es sich denn dabei wirklich um eine Repolonisierung jüngerer Ermländer und Masuren handelte, wie von den Begründern deklariert. Oder aber wurde dort jungen Deutschen ganz einfach die polnische Sprache und Geschichte erst beigebracht.

Aus den Aussagen von Absolventen der Masurischen Volksuniversität in Waldheim (Rudziska Pasymskie) und der Ermländischen Volksuniversität in Georgenthalermühle (Jurkowy Mtyn) erfahren wir, dass sie deutschsprachigen Masuren und Ermländern helfen sollten, sich an die neue Realität zu adaptieren. Wollte man ihnen denn damit nicht zu schnell und zu falsch ihr

Masuren- und Ermländersein nehmen? Vielleicht liegt die kurze Lebensdauer dieser Universitäten ja auch daran?

Gegründet wurden die beiden Universitäten von zwei polnischen Vorkriegsaktivisten einheimischer Herkunft. Diese haben auch tatsächlich ihren Landsleuten dabei geholfen, sich in der neuen Nachkriegsrealität zurechtzufinden. Beide haben sich übrigens damit geschadet und wurden recht früh aus dem aktiven öffentlichen Leben verdrängt. Jan Boenigk vielleicht nicht ganz so schnell, da er eine Zeit lang noch Vizewoiwode war.

Was ihm geholfen haben dürfte, war vermutlich das erste Motto des Bundes der Polen in Deutschland: Wir sind Polen.

Dagegen setzte Karol Mallek ganz überzeugt auf Regionalismus, also auch darauf, das historische Gedächtnis der Masuren wiederherzustellen: Ihr seid die Söhne dieses Landes, dieses ist es, das Euch geboren hat, sagte er. Das roch für die volkspolnischen Behörden nach Separatismus.

Wichtiger war für diese Behörden die Tatsache, dass die meisten Studenten sich tief im Herzen als Deutsche empfanden. In ihren Erklärungen, die sie an der Masurischen Volksuniversität nach erfolgreichem Kursabschluss einreichten, berichteten sie davon, dass der Leiter ihnen täglich in den Kopf setzte, sie seien Polen: „Und so nagelte er uns jeden Tag mit diesen Wahrheiten fest, bis ich schließlich national erwachte“, schrieb einer der Hörer. Übrigens gab es an der Schule auch Spitzel und die Behörden wussten genau, was dort vorging.

Im Falle der Ermländischen Volksuniversität sollen derartige Erklärungen hingegen nicht verlangt worden sein, jedenfalls nicht

in den späteren Jahrgängen. Mir scheint, dass diese Schule besser zu der von den Behörden forcierten Ideologie des „Einvölkerstaates“ passte. Nicht zuletzt deshalb waren die beiden Universitäten so kurzlebig.

Sie haben bereits viele Bücher über Masuren verfasst. Werden noch weitere folgen oder aber haben Sie schon genug gesagt über dieses Land, dessen Zauber Sie nicht zu verlassen scheint?

Ja, ich habe inzwischen ein weiteres derartiges Buch im Sinn. Aber im Moment will ich nicht darüber schreiben, es soll eine Überraschung werden. Und ja, dieses Land hat mich tatsächlich in seinen Bann gezogen. Wie übrigens auch viele andere, die hierher reisen beziehungsweise hier leben. Seinen Zauber hat man schon auf vielerlei Art beschrieben. Was mir allerdings nach wie vor Sorgen macht, ist die sukzessive Zerstörung von untrennbaren Bestandteilen dieser Landschaft. So werden alte Baumalleen und ganze Waldflächen abgeholzt, zudem werden unzählige Kiesgruben angelegt. Dadurch trocknen einige Seen aus. Diese Veränderungen machen mir große Sorgen. Eines Tages werden wir noch Sehnsucht bekommen nach jener Landschaft.

„Wochenblatt“ Nr.18, 1.-7. Mai 2020

(Erwin Kruk (4.05.1941—31.03.2017))

Wächter des Masurentums

„Ich gehöre zu der letzten Generation, die auf dem krummen Rücken die masurische Last trägt. Mein Land der Kindheit setze ich mühsam aus den Krümeln einer zerbrochenen Welt zusammen,“ sagte Erwin Kruk über sich selbst. Andere bezeichneten ihn als „letzten Preußen“ oder „Wächster des Masurentums“

„Seine weitgehend autobiographische Arbeit, zeigt das ganze Drama eines Vertreters der ethnischen Gruppe der Masuren an der eigenen Realität in einer Situation des Scheiterns aller familiären, ethnischen und sozialen Bindungen im starken Bedürfnis, die Erinnerung an seine Herkunft zu erhalten. Zu den Themen gehören Fragen der historischen Region und ihrer Gesellschaft, psychische und moralische Probleme und oft Motive einer verlorenen Kindheit und besonders stark der Landschaft Masurens,“ schreibt Tadeusz Oracki in „Literatur Polens. Enzyklopädischer Führer“.

Professor Zbigniew Chojnowski charakterisierte Kruk 2016 in seiner Laudatio zur Verleihung der Ehrenbdoktorwürde: „Erwin Kruk war und ist seit jeher Masure. Immer hat er den Druck widerstanden, seine Heimat zu verlassen. Sein Schaffen wurde bestimmt durch den gleichen verpflichtenden Imperativ sowohl in der Welt der Wissenschaft als auch der Literatur, nämlich die vorurteilsfreie Suche nach der Wahrheit über den Menschen und seine Eingebundenheit in die Zeitläufte seiner Umwelt. Die Leistungen Erwin Kruks als außergewöhnlich begabter Dichter, Schriftsteller, Journalist, Übersetzer, und gleichzeitig eines pro-

minenten gesellschaftlich aktiven Menschens sind äußerst wichtig und bedeutsam in Hinsicht auf die Menschen und das ethische Gewicht seiner Themen. Sie waren und sind entscheidend, nicht nur im Kontext der Nachkriegsgeschichte Ermlands und Masurens sondern auch der polnischen Transformationen, die 1980 ihren Anfang nahm und bis heute andauert.“

Seine Themen haben fast immer mit Masuren, dem historischen und kulturellen Raum der heutigen Woiwodschaft Ermland-Masuren und dem Schicksal der Ermländer und Masuren nach dem Krieg zu tun. Fast immer auch hat das Geschriebene autobiografische Züge. Erwin Kruk sagte einmal, nur was wehtue, könne für Ihn ein Literaturthema sein, ob in Roman- oder Gedichtform. Immer versuchte Kruk in seinem Werk die ganze reiche Kultur zu erfassen, ob es sich nun um das polnisch-masurische, das polnisch-po naszemu-sprachige Ermland oder das deutschsprachige Ermland und Masuren handelte. Er unterschied das nicht, denn für ihn waren alle Kulturanteile gleichrangig und einander befruchtend, ja ergaben erst gemeinsam das, was das Ermland und Masuren ausmachte. So gab er dem gebeutelten Land einen Teil seiner Kultur zurück.

Brigitte Jaeger-Dabek
Aus Ermland-Masuren journal

ÜBERMITTLUNG

Es gibt keine wichtigeren Worte
Als jene, die ich vergaß.
So sehr fehlen sie mir, Söhnchen.
Die Leere nach ihnen
Tut so sehr weh.
Es war schlimmer
Als wäre die Welt zusammengebrochen,
Denn ich wußte, daß
sie irgendwo sind.
Und es war schlimmer,
Als hätte es sie in de
r menschlichen Sprache
Nie gegeben.
Ganz sicher versteht sie
der Fisch und der Vogel,
Der nördliche Himmel und der Weg,
Die Tiere, die ihr Schicksal selbst wählen
Und das über ihne
n summende Laub.
Vergeblich verschlingt sie heute
Das gefräßige Blut.
Niemandes Hunger sättigt sich mit ihnen.
Merke dir. Und wenn du heranwächst
Sag's deinen Söhnen:
Am wichtigsten sind die ersten
Behaltene Worte.
Aus den ersten Worten
kann man eine Welt bauen.

AUS ALTEN BÜCHERN

Aus alten Büchern, aus vernommenen Legenden,
Aus meiner Dunkelheit, die mich in die Tiefe zieht,
 Zu den Schatten des kühlen Lichts.
Aus meinem Trotz, aus dem Glauben
 Früherer Astrologen
 Baue ich
 Meine mythische Heimat.
Sie liegt unter dem nördlichen Stern
Ohsentreiber oder Bootes genannt.
Die Erde war so fruchtbar,
 Die Wasser so reich,
 Und überall soviel
 Pracht und Wohlergehen,
Daß wenn man Jupiter vom Himmel gestoßen hätte,
Er in keine bessere Gegend als diese hätte fallen können.
Die Einwohner waren hier schön, strahlend und fröhlich
 Freßlustig, reich und von unruhiger Seele - - -
Aus alten Büchern, aus vernommenen Legenden,
Aus uralten Zeiten, aus meiner Dunkelheit
 Kommen sie zu euch.
 Bittet um ein Lied.
 Öffnet ihnen den Mund.

Übersetzung: Burkhard Ollech

Ernst Wiechert (18.05.1887 – 24.08.1950)

Ursprung und Lebensraum

Ich kann nicht bei den Wurzeln meines Geschlechts beginnen und mich als die Krone unseres Lebensbaumes betrachten, denn ich weiß wenig von unsren Vorfahren.

Meinen einen Großvater gleichen Namens habe ich nie gekannt. Ich weiß von ihm nur, daß er in der Johannisburger Heide lebte, in enem Dorf, dessen Name viele Geheimnisse für mich enthielt; daß er ein einfaches bürgerliches Amt bekleidete und von meiner Mutter als ein »sehr ordentlicher« Mann hoch geachtet wurde; und daß der eigentliche Inhalt seines Lebens in den großen Wasserjagden gelegen zu haben scheint, die er gepachtet hatte und auf deren Inseln und Rohrkämpfen mein Vater den größten, sicherlich aber den schönsten Teil seiner Jugend verlebt haben muß.

An meine Großmutter habe ich eine dunkle und wenig freundliche Erinnerung als an eine schwarz gekleidete magere und hoch gewachsene Frau. Wahrscheinlich hat sie mir niemals etwas zuleide getan, sondern mich herzlich geliebt, aber die Wortkargheit, die in unserem Geschlecht zu Hause ist, hat wohl bewirkt, daß ich sie für streng und unfreundlich hielt, während sie dem Kinde doch nur die Erfahrung voraushatte, daß Schweigen nicht Silber, sondern Gold ist. Sie ist über neunzig Jahre alt geworden, und ich glaube, daß die Erde ihr leichter geworden ist als das Leben.

Von den Eltern meiner Mutter habe ich nur ihren Vater gekannt. Sein Familienname war französischen Ursprungs, und ich schließe nicht nur daraus und aus seinem dunklen Haar, daß hier ein fremdes Blut durch viele Schicksale seinen Weg in unsre masurische Verslossenheit gefunden hat. Er besaß einen alten Hof, mit

dem eine Gastwirtschaft verbunden war, und muß ein Mann von hoher Rechtlichkeit gewesen sein, die er nicht nur seinen Kindern, sondern auch seinen Enkelkindern vererbt zu haben scheint. Er lebte in Cruttinnen, einem kleinen Dorf zwischen unendlichen Wäldern und am Ufer des durch seine Schönheit berühmten Cruttinnenflusses, und durch viele Jahre meines Lebens ist dieser Ort mir als der Inbegriff des Herrlichen, des Abenteuers und der zauberischen Verslossenheit erschienen.

Wahrscheinlich enthielt er von allen diesen Dingen nicht mehr als andre Walddörfer meiner Heimat, aber nirgends auf der Welt gab es so viele Seen und Moore, so viele Reiher und Adler, so viele Jäger mit wunderbar schimmernden Büchsen, so viele uralte Eichen und so viele süße Himbeeren wie auf der zweistündigen Wagenfahrt von unsrem Forsthaus nach dem großelterlichen Hause. Da zog hoch über unsrem Wagen der Fischadler zu seinem Horst, der aus unsrem See die Hechte holte und bei dessen schwermütigem Schrei in meiner Brust vielleicht zum erstenmal sich das rührte, was ich das »Unnennbare« hieß. Da lag zur Linken das dunkle Waldgewässer, dessen Tiefe nicht zu messen sein sollte und dessen Fischnutzung uns gehörte. Dort horstete der Schreiadler und dort standen auf unbetretbaren Wiesen die ersten Kraniche, die ich jemals sah. Da schimmerte dann aus finsternen Wäldern der See, bei dessen Anblick ich jedesmal mit klopfendem Herzen lauschte, ob ich nicht die Glocken hören würde, die in ihm versunken sein sollten.

Und dann neigte der Weg sich zur Morawa, einer Graslichtung unter alten Eichen, wo die dunkle Seenkette begann, die bis zum riesigen Muckersee lief, und wo aus dem schwarzen Moorwasser der Seen wie ein Wunder die klare, bewegte und durchsichtige

Flut des Cruttinnenflusses entsprang, lautlos strömend, von grauen Holzsteigen überspannt, vom schimmernden Blitz des Eisvogels durchzuckt, von hängenden Wäldern überdacht, aus denen der Ruf der Adler sich klagend hob.

Meine Großmutter muß früh gestorben sein, denn ich habe sie nie gesehen, aber in der Erinnerung ihrer fünf Kinder hat sie lange gelebt, und wahrscheinlich mehr durch die Güte eines reinen Herzens als durch Strenge oder Schönheit. Sie stammte aus einer Familie, die in ganz Masuren weit verbreitet war und in einzelnen Mitgliedern bis tief nach Polen und Rußland reichte, bis der letzte große polnische Aufstand viele von ihnen ins Elend brachte.

Mein Großvater heiratete dann ein paar Jahre später ein zweites Mal, und dadurch wurden wir mit einer Familie verbunden, die sicherlich, nicht nur ihrem Namen nach, polnischen Ursprungs war. Und so kann ich, auch mit bescheidener Phantasie, mir denken, daß germanisches, slawisches und römisches Blut sich in mir vereinigt hat, wie ja im Süden meiner Heimatprovinz die Völkerstämme seit Jahrhunderten durcheinandergeflutet sind und jahrhundertlang an dem Gesicht der Nachgeborenen geformt haben, so daß niemand mehr das Gesicht des Ursprungs zu erkennen vermag. Doch stammt mein Vater aus einem großgewachsenen, blonden Geschlecht, und auch unser Name ist entweder vom althochdeutschen „fihuhirti“ — der Viehhirt — abzuleiten oder, sehr viel wahrscheinlicher, von „wichart“, das ist der Kampfharte, was mir beides als ein ehrenvoller Ursprung erscheinen will.

Am Rande meiner Erinnerung erscheint schließlich noch eine dritte Familie als ein blutsverwandter Zweig, die meiner Heimat viele tüchtige Lehrer geschenkt hat, die ohne Zweifel litauischen Ursprungs war und die mich durch ihr hervorragendstes Mitglied,

meine Tante Veronika, von Kind an mit der Fülle der Märchen, Sagen und Geschichten beschenkt hat, die von jeher ein Merkmal dieses Volksstammes gewesen sind.

Und dies ist nun alles, was ich von meinem dunklen Ursprung zu sagen weiß. Vielleicht sind diejenigen glücklicher, die den Weg ihres Blutes zurück werfolgen können bis in Jahrhunderte, in denen Sage und Geschichte einander schon die Hand reichen, und es mag wohl Sicherheit und Stolz eines Menschen erhöht werden, wenn er weiß, daß eine seiner Urahnen als Hexe verbrannt worden ist, daß einer seiner Vorfahren auf dem Schafott geendet hat, nachdem er im Bauernkrieg mit dem Morgenstern das Seinige getan hatte, oder auch daß einer ein Gemeindewesen zur Blüte geführt oder in schwerer Stunde neben seinem König gestanden hat. Aber wenn mich einmal verlangt hat, den Spuren meiner Ahnen nachzuforschen, so hat mich noch jedesmal eine dunkle Scheu befallen, den Frieden der Toten zu stören, und ich habe es genug sein lassen an der schmalen Lichtung, bis zu der die erste Erinnerung mich führt, eine Lichtung, auf der meine Eltern stehen und um die der unendliche Wald meiner Heimat sich schweigend aufhebt. Und vielleicht gelingt es mir, aus diesen drei Quellen mein Leben abzuleiten.

Mein Großvater hatte einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn empfing auf dem Gymnasium einer Kleinstadt eine gute Schulbildung, wurde Kaufmann und hat es bis zum Prokuristen einer sehr angesehenen Handlung in Königsberg gebracht. Er war somit gleichsam der erste „Abtrünnige“ eines Geschlechtes, das den Bezirk seines Lebens in der alten Ordnung von Wald und Feld erblickte. Die Töchter aber heirateten alle in die „grüne Farbe“, wie man bei uns zulande sagt, das heißt, sie wurden Försterfrauen. Mein Vater muß, nachdem er bei den Jägern gedient und ein Jahr im Elsaß

verbracht hatte, gegen Anfang der achtziger Jahre nach Cruttinnen gekommen sein. Dort heiratete er meine Mutter und bekam eine Forstaufseherstelle im Norden der Provinz, wo mein älterer Bruder im nächsten Jahr geboren wurde.

Dieser erste Ausflug in die weite Welt muß meiner Mutter nicht leicht geworden sein. Aus einem gesicherten, behüteten und fröhlichen Haus kam sie in eine einsame Fremde, und in einem halbverfallenen Bauernhaus, dessen eine Hälfte ihre Wohnung war, bei wenig mehr als sechzig Taler Jahresgehalt, die mein Vater empfing, in der düsteren Einsamkeit der litauischen Wälder und Moore mag ihr Hang zur Schwermut sich bereits damals vertieft haben, der dann ihr Leben immer mehr überschattete, bis sie es schließlich, dreißig Jahre später, nicht mehr zu tragen vermochte.

Ich erinnere mich, daß sie mitunter von ihrem ersten, Abend in jenem Bauernhaus mit schmerzlichem Lächeln, erzählte. Wie da über dem Sofa in der „guten Stube“ die Wand sich plötzlich bewegt habe, eine dünne Wand aus Flechtwerk und Lehm, und so lange hin und her geschwankt habe, bis schließlich ein Loch in ihr erschienen sei und in dem Loch der Kopf einer Kuli. Denn nebenan sei der Kuhstall des Bauern gewesen.

Meine Mutter mochte wohl gemeint haben, daß an jenem Abend nun das Paradies des Lebens für sie beginne, aber nicht, daß die Kühe nun so dicht an diesem Paradiese stehen müßten. Wahrscheinlich war es für sie der Anfang einer bitteren Erfahrungsreihe, und sie hat bis zum Ende ihres Lebens nie ganz begreifen können, weshalb neben ihren bunten Träumen immer eine so harte und graue Wirklichkeit stehen mußte.

Aus: Wälder und Menschen

Das alte Masuren

Von Fritz Skowronek

Es zuckt mir in der Feder, meine Leser durch die Behauptung zu verblüffen, daß ich schon in meiner Jugend ein Jahrhundert durchlebt habe. Diese Behauptung ist nur scheinbar paradox. Denn meine Jugend fiel in die Zeit, wo meine Heimat Masuren um mehr als ein volles Jahrhundert hinter der wirtschaftlichen Entwicklung des übrigen Deutschland zurückgeblieben war und noch mitten in der Naturalwirtschaft steckte. Die Ursache dieser Rückständigkeit war der Mangel an jeder Verbindung. Die einzige Eisenbahn, die es damals in Ostpreußen gab, führte von Dirschau über Königsberg nach Eydtkuhnen, war also mehr als 20 deutsche Meilen von Masuren entfernt. In dem ganzen Landstrich, der den südlichen Teil der Provinz bedeckt, gab es keine befestigte Straße. Nach Süden hin war er von der russischen Grenze wie von einer chinesischen Mauer eingeschlossen. Denn es gab keinen Grenzverkehr, wie er sonst zwischen zwei befreundeten Nachbarstaaten stattfindet. Im Gegenteil: das Überschreiten der Grenze war mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden.

Da war es kein Wunder, daß die Bewohner dieses Ländchens in allem um mehr als ein Jahrhundert hinter jeder Kultur zurückblieben. Das Getreide war so billig, daß es sich nicht lohnte, eine Fuhre mehr als zwanzig Meilen weit nach Königsberg zu bringen. Doch meine Landsleute wußten sich zu helfen: sie stellten aus dem Getreide Grütze her. In jedem masurischen Bauernhaus stand damals eine Handmühle. Auf einem Mahlstein lag ein zweiter, der mit einer Stange gedreht wurde, deren oberes Ende in

einer Öffnung des Balkens steckte. Schon vor Tau und Tag mußten die Margellen (Mägde) aufstehen und soviel Getreide mahlen, wie man für den Tag in der Wirtschaft brauchte. Aus Hafer, Gerste und Buchweizen wurde Grütze hergestellt. Außerdem gewannen die Masuren in großer Menge die Schwadengrütze; das ist die Frucht des Mannaschwingels, der auf feuchten Wiesen und Mooren wächst. Frühmorgens, solange noch der Tau auf den Gräsern hängt, zogen die Frauen und Mädchen hinaus und streiften mit feinmaschigem Sieb die Fruchtknoten ab, die zu Hause getrocknet und enthülst wurden. Auch Hirse wurde viel gebaut und teils zu Mehl, teils zu Grütze gemahlen. Im Winter, sobald die Schlittbahn fest angefahren war, wurde dann die weite Fahrt nach Königsberg angetreten. Außer der Grütze lud der Bauer noch Butter, Eier und Speck auf. Auf dem Rückwege brachte er für die Kaufleute der nächsten Stadt Waren mit.

Die beste Einnahmequelle war Leinwand. Es wurde viel Flachs gebaut, die Frauen spannen und webten, und zu dem großen Leinwandmarkt in Lyck erschienen fremde Händler, die mit barem Gelde zahlten. Auch sind die Masuren mit ihrer Leinwand bis nach dem Wallfahrtsort Heiligelinde im Ermland gefahren, wo jährlich mehrere große Märkte stattfanden. In meinem Elternhause und wohl auch anderswo wurde viel feine Tischwäsche gewebt. Die Einrichtung des Musters besorgte ein kleines, dürres Männchen mit dem hochadligen französischen Namen Dupont de Tarasol, ein Nachkomme der Hugenotten, der bis Ostpreußen verschlagen worden war. Meine Bekanntschaft mit der Weberei begann schon sehr früh und war anfangs ganz vergnüglich; denn ich durfte als kleiner Bub auf dem Querbalken des Scherrahmens reiten, auf dem meine Mutter den Aufzug aufbrachte. Später, als ich größer geworden

war, gestalteten sich diese Beziehungen weniger erfreulich. Denn ich mußte stundenlang im Webstuhl sitzen und meiner Mutter die Fäden zureichen, die sie in die Häwelten einzog. Auch das Spulchenmachen war keine angenehme Beschäftigung, und wenn es irgend ging, verschwand ich spurlos.

Das Handwerk hatte damals in Masuren keinen goldenen Boden, denn der Masure war sehr geschickt mit Säge, Axt und Hobel und hütete sich, die Dienste eines Handwerkers in Anspruch zu nehmen, die er mit barem Gelde bezahlen mußte. War es doch für ihn ein Kunststück, das bare Geld, das er zur Bezahlung seiner Hypotheken und Steuern brauchte, aufzubringen. Schuster und Schneider, die man brauchte, mußten im Hause des Bauern arbeiten und wurden zum größten Teil mit Naturalien entlohnt.

Ein Erlebnis aus jener Zeit habe ich in meiner Erzählung von den beiden Kumpanen Burdeyko und Pruchno benutzt. Burdeyko zog als Maurer und Töpfer auf den Dörfern umher und baldowerte die Gelegenheit aus, um ein fettes Schwein oder einen Hammel zu stehlen. Mit einem Teile des gestohlenen Gutes wurde Schnaps erstanden, der Rest wurde in mehrtägiger Fettlebe aufgeschmaust. Schließlich wurden die beiden von der Hand der strafenden Gerechtigkeit erfaßt und ins „Rote Haus“ eingespundt. Kaum war die Strafe abgesessen, so nahm Burdeyko seine Tätigkeit wieder auf. Der Hausfleiß der Frauen war damals der Hauptpfeiler der ganzen Wirtschaft. Sie spannen und webten nicht nur Flachs, sondern auch Wolle und stellten hieraus buntfarbige Stoffe her, aus denen sie sich ihre Kleider selbst machten. Für die Männer wurde ein dem Loden ähnlicher, sehr fester Stoff, »Wand« genannt, gewebt, der schier unzerreißbar war. Viel Stiefel haben die Masuren nicht zerrissen; denn im Sommer gingen Männer und Frauen stets bar-

fuß, und im Winter trugen sie „Chodakes“, selbstgefertigte Schuhe aus Wand und dicker Sohle, die mit Bändern bis zum Knie festgeschnürt wurden. An ihren Wagen hatten die Masuren buchstäblich kein Lot Eisen. Die Achse bestand aus Buchen- oder Eichenholz und mußte fleißig mit Teer geschmiert werden. Deshalb hing an jedem Wagen die Teerpauder. Wie manche habe ich, wenn der Bauer schwer bezechet nach Hause fuhr, abgeschnitten und versteckt. Sie wanderte dann am Johanniabend, wenn überall auf den Bergen die Feuer aufflammten, in den großen Holzstoß, den wir auf dem Uferberg am Lycksee schichteten und verbrannten.

Es war kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen der Alkohol über meine Landsleute eine unheimliche Macht gewann. Er war ja so leicht zu beschaffen! Der Bauer fuhr im Herbst seinen Überschuß an Kartoffeln zur nächsten Brennerei – fast auf jedem Gut bestand so eine – und tauschte für jeden Scheffel Kartoffeln einen Stof Spiritus ein. Es gab auch einige Brauereien, die ein starkes obergäriges Braunbier herstellten. Ja, die Frauen brauten selbst aus Malz und Hopfen ein starkes, säuerliches Bier, das große Ähnlichkeit mit dem litauischen „Alaus“ hatte. Und noch jetzt sind die Zäune der masurischen Dörfer von verwildertem Hopfen überrankt, der vergebens blüht. Aber der Schnaps sagte dem Naturell der Masuren mehr zu. Er wurde mit Butter, Zimt und grobgestoßnem Pfeffer gekocht oder nur mit Honig gemischt. Dies Getränk hieß Bärenfang, war jedoch mehr geeignet, einen gewaltigen Affen zu fangen.

An jedem Markttag fuhr der Bauer mit seiner Frau in die Stadt. Etwas Getreide, Grütze, Butter und Eier oder eine Fuhre Torf beschafften ihm die Mittel, den Tag gründlich zu feiern. Dann standen Sommer und Winter, in Wind und Wetter bis in die sinkende

Nacht die kleinen, struppigen Gäule auf dem Marktplatz. Männer und Frauen füllten die Kaufläden oder vielmehr die Nebenräume, in denen Bier und Schnaps ausgeschenkt wurde; auch für Essen war reichlich gesorgt. Ein jeder Kaufmann hielt Klopse, gebratene Fische, kaltes Eisbein u. dgl. feil. Einen Bauer, der auch nur halbwegs nüchtern vom Markttag nach Hause fuhr, konnte man damals mit der Laterne suchen. Und die Frauen blieben hinter den Männern nicht zurück. Gaben doch selbst stillende Frauen dem Brustkind von dem süßen Bärenfang ein Schlückchen ab!

Eine gute Eigenschaft hatte sich der Masure auch in dieser traurigen Zeit bewahrt, den emsigen Fleiß.

Mit Tagesgrauen begann die Arbeit in Haus und Hof und Feld. Das Getreide wurde nicht mit der Sense gemäht, sondern mit der Sichel geschnitten. Erst mit sinkender Sonne kamen die Schnitter vom Felde heim. Das Einbringen jeder Fruchtart wurde durch ein Fest gefeiert. Die Masuren waren und sind noch jetzt leichtlebig, stets zur Fröhlichkeit, zu Spiel, Gesang und Tanz aufgelegt. An musikalischer Begabung fehlt es ihnen nicht. Sehr viele beherrschen eines der beiden Lieblingsinstrumente der Masuren, die Klarinette oder die Handharmonika. Deshalb fehlte auch in keinem größeren Dorf ein Orchester, das sich aus Geige, Klarinette und Baß zusammensetzte und reichlich Beschäftigung fand. Das Hauptfest des Jahres war der Plon, mit dem das Einbringen des Roggens gefeiert wurde. Von der letzten Hocke sammelten die Schnitter die größten Ähren und banden sie zu einer Erntekrone, die mit bunten Bändern geschmückt und dem Bauer unter Absingung eines langen Liedes überreicht wurde. Kaum war es verklungen, als sich auch schon von allen Seiten Wasserströme über die Schnitter ergossen. Eine Stunde später erschienen die Arbeiterfamilien in ihrem Sonntags-

staat auf dem Bauernhof. Sie wurden mit Fladen, Fleisch, Fisch, dickem Reis und Branntwein überreichlich bewirtet, und dann folgte ein Tanz, der bis zum Morgen anhielt.

Im Winter, wenn die Feldarbeit ruhte, wurde im Hause fleißig geschafft. Die Beleuchtung lieferte ein im Kamin brennendes Kienfeuer. Dabei spannen die Frauen und Mädchen, die Männer strickten Netze aller Art, mit denen im Sommer fleißig gefischt wurde. Die meisten Bauern hatten die Berechtigung, zu Tisches Notdurft zu fischen, die Arbeiter fischten unberechtigt, aber ebenso eifrig, denn die Fische lieferten ihnen die wertvollste Nahrung. Ein Teil wurde sofort verzehrt, ein Teil in der Stadt verkauft, der Rest im Ofen gedörst und in Säcken auf der Lucht für den Winter aufbewahrt. An Festtagen wurden Lichte aus Talg oder Wachs gebrannt, die von der Hausfrau selbst gegossen wurden. Das Steinöl kam erst Ende der sechziger Jahre auf. Ich erinnere mich noch deutlich des Abends, als in meinem Elternhause die erste Petroleumlampe brannte. Es war ein kleiner Flachbrenner, aber das ganze Dorf strömte zusammen, um das Wunder zu bestaunen.

Obwohl der evangelische Masur ein fleißiger Kirchgänger war, stand er unter einem Übermaß von Aberglauben. Er glaubte an Geister, Gespenster und Kobolde. Jede Krankheit wurde ihm von bösen Geistern angehext. Deshalb wurde auch nie ein Arzt geholt oder nur im allerletzten Augenblick, wenn dem Kranken nicht mehr zu helfen war.

Ich habe bis etwa zu meinem dreizehnten Lebensjahr diese Zustände bewußt miterlebt; denn ich darf wohl ohne Überhebung sagen, daß ich sehr früh sehen gelernt habe und noch jetzt die Erinnerung an jene Zeiten lebendig in mir herumtrage. Umso mehr erfüllt es mich mit Freude, daß ich auch von der ganz beispiellosen Erhe-

bung der Masuren berichten kann. Sie wurde durch den Krieg mit Frankreich 1870/71 veranlaßt. Aus dem Munde der Männer, die als Landwehrleute unter General v. Werder bei Belfort tapfer gekämpft haben, habe ich es selbst gehört, welchen Eindruck es auf sie gemacht, als sie nach anstrengendem Fußmarsch zum erstenmal die Eisenbahn erblickten, die sie aus der Enge der Heimat durch ganz Deutschland bis in Feindesland hinausführte. Ein Staunen ging durch ihre kindliche Seele, als sie Städte wie Berlin, Köln und andere kennenlernten. Da kam ein großes Ahnen und Sehnen in die Herzen der Naturkinder, das sich zu einem festen Willen verdichtet hatte, als sie in die Heimat zurückkehrten. Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen mächtigen Staat, die Vaterlandsliebe, die bis dahin nur unbewußt in ihnen lebte, erhielt jetzt erst Inhalt. Und als sie nach Hause kamen, begannen ihre Augen, ob sie wollten oder nicht, zu vergleichen, sie sahen zum erstenmal den Abstand zwischen sich und den Deutschen. Bisher hatten die jungen Männer das bißchen Deutsch, das sie beim Militär lernten, bald wieder vergessen; jetzt bemühten sie sich, mit ihren Kindern deutsch zu sprechen, um es ihnen beizubringen. Eine Entwicklung setzte ein, wie sie niemand für möglich gehalten hätte. Es ist zwar ein halbes Jahrhundert seit jener Zeit verflossen, aber was bedeutet eine solch winzige Spanne Zeit im Leben der Völker? Den Masuren genügten drei Jahrzehnte, um sich völlig einzudeutschen. Sie eigneten sich nicht nur die deutsche Sprache in Wort und Schrift an, wobei sie von der Schule kräftig gefördert wurden, sondern ergriffen auch in der Landwirtschaft alle Errungenschaften der Neuzeit. Ein unverdächtigster Zeuge, der Landesgeologe Dr. Heß von Wichdorff, der zwölf Jahre Masuren bereist und erforscht hat, schreibt darüber in seinem Buche „Masuren“ (1915): „Meine Tätigkeit führte mich in

alle Teile des Landes. Hier in den engen Verhältnissen der masurischen Landbevölkerung durchlebte ich den großen Aufschwung Masurens mit, den der Bau von Chausseen, Eisenbahnen usw. mit sich führte, und sah mit eigenen Augen, wie der Masur Stufe um Stufe sich den Verhältnissen anpaßte, die neue Kultur aufnahm. „Er nennt die Masuren vorzügliche Arbeiter und tüchtige Soldaten. Er hat keine Rohheit bei den jungen lebensfrohen Masuren gefunden, wohl aber eine Lernbegier, die alle der Schule entwachsenen Burschen wie Mädchen auszeichnet. Wohlhabende Bauern ließen ihre Söhne studieren oder die landwirtschaftliche Hochschule besuchen. Die Mädchen wurden in die Stadtschule geschickt. Und schon in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hielten Landwirtschaft, Vieh- und Pferdezucht jeden Vergleich mit anderen Gauen Deutschlands aus. Der Branntweingenuß ging sehr zurück.

Dann kam im Weltkrieg der Russeneinfall. Während andere Gegenden Ostpreußens nach kurzer Besetzung wieder frei wurden und blieben, wurde in Masuren buchstäblich alles zerstört. Aber kaum hatte unser Nationalheld Hindenburg die zuchtlosen Horden vom ostpreußischen Boden vertrieben, als auch schon die Masuren zurückkehrten und rüstig wieder zu schaffen begannen. Mit Hilfe des preußischen Staates wurden Dörfer und Städte wieder aufgebaut, so daß Masuren mit seinen neuen massiven Gebäuden und roten Ziegeldächern ein sehr schmuckes Aussehen gewonnen hat. Bereits im Jahre 1915 waren drei Viertel des von Schützengräben durchzogenen Ackerlandes wieder bebaut, und 1916 brachte schon wieder eine volle reiche Ernte. 1920 legten die Masuren bei der ihnen vom Feindbund aufgezwungenen Abstimmung ein einmütiges Bekenntnis zum Deutschtum ab; den Polen fiel nur ein Halb

vom Hundert der abgegebenen Stimmen zu. Es rührte von eingewanderten Polen her, die seit 1900 durch Ankauf verkommener Wirtschaften vergebens versucht hatten, in Masuren festen Fuß zu fassen.

So tritt dem traurigen Bilde, das ich anfangs von Masuren entrollen mußte, ein sehr erfreuliches Bild der Gegenwart gegenüber. Für mich, der ich Zeit meines Lebens Freud und Leid mit meinen Landsleuten geteilt habe, ist das eine der größten Freuden meines Lebens.

(1925)

Aus: Fritz Skowronnek:
„Lebensgeschichte eines Ostpreußen“

SKOWRONNEK, Fritz: Geb. 1858 in einem Forsthaus bei Goldap, aufgewachsen in Sybba bei Lyck. Studierte Germanistik, war in Berlin Journalist. Ihm und seinem Bruder Richard gehört das Verdienst, um die Jahrhundertwende Masuren in der Literatur weithin bekanntgemacht zu haben. Von der Literaturgeschichte zu Unrecht kaum beachtet: Gerade in den zahlreichen Erzählungen der Brüder Skowronnek spiegelt sich masurische Welt und masurisches Wesen wie wohl nirgendwo sonst. Werke u. a. „Masurenblut“ (Novellen); „Lebensgeschichte eines Ostpreußen“. Er starb 1939.

Masurische Eulenspiegelei

Von Hans Helmut Kirst

Der Bauer Alfons Materna lebte im Süden unseres masurischen Dorfes. Er ist gewiß ein ungewöhnlicher Mensch gewesen. Denn er verbrachte unbeirrbar seine Erdentage – so wie es ihm gefiel; und vermutlich auch Gott. Seinem Gott.

Denn Alfons Materna arbeitete hart, feierte dann aber auch freudig. Und er zog wie magisch Menschen an – jedoch nur solche, die nicht alltäglich genannt werden konnten. Davon aber hatte es in unserem Lande immer schon eine ganze Menge gegeben; selbst noch in seinen letzten Jahren.

So fanden sich bei Alfons Materna der Baron vom Nachbargut ebenso ein, wie der angebliche Dorftrottel, der Gendarm gleichermaßen wie der Geistliche – sie erlabten sich am selbstgebrannten Kornschnaps, führten tief sinnig gedachte Reden über die Welt, das Vieh und die Vorsehung und über das Umgehen zeitbedingter Gesetze und Verordnungen.

Alfons Materna jedenfalls nahm diese „seine Freunde“ gelassen hin – sie waren ihm willkommen, solange sie kamen; erschienen sie nicht mehr, trauerte er ihnen nicht nach. Er bestellte seine Felder und intensivierte seine Viehzucht – niemand anders züchtete so fleischhaltige Schweine, und seine Kartoffeln waren die größten der Gegend; was, dem Volksmund nach, die Dummheit eines Bauern überzeugend bewies. Sogas belustigte Materna unheimlich; und dieser Zustand hielt lange an.

Zu seinen beharrlichsten Verehrern gehörten auch zwei Jünglinge – zwei hellwache, geradezu gefährlich neugierige, irritierend

denkfreudige Burschen: Konrad und Peter; der eine der Sohn des Gendarmen, der andere der des Geistlichen im Dorf. Bereits als Knaben hatten sie Alfons Materna umlauert – sie witterten frühzeitig in ihm das Besondere. „Mit Ihnen, Herr Materna, gestanden sie verwundert und erfreut, „kann man reden wie mit unseresgleichen. Das ist ein Kompliment!“

Alfons nahm es hin. Er machte es „seinen Jungfüchsen, wie er sie nannte, gar nicht leicht, seine Freunde zu werden. Er forderte ihren Verstand heraus, überprüfte ihr Herz und erprobte ihr Gewissen — was damals, mitten im sogenannten „Tausendjährigen Reich“, gar nicht ungefährlich gewesen ist. Doch sie überstanden selbst alles, was damit zusammenhing, vergleichsweise gut.

So kam es, daß im Verlaufe der Jahre — als aus Knaben Jünglinge wurden und diese dann langsam zu Männern heranreiften — der Maternahof für sie zum Mittelpunkt ihrer Heimat wurde und Materna selbst eine Art „Wunschtraumvater“ geworden war. Das genoß der; jedoch nur heimlich. Lachend sagte er: „Wenn euch das Spaß macht — warum nicht? Doch wie lange wird das andauern?“ Bald war es, als gehörten sie zu seiner Familie. Sie verbrachten ihre ganze Freizeit bei ihm, sobald sie im Dorf waren, denn zunächst besuchten sie in Allenstein das Gymnasium, dann begannen sie in Königsberg zu studieren. Doch zu jedem Wochenende kamen sie „heim“; und in ihren Ferien wimmelten sie unternehmungslustig um Materna herum — sie schritten mit ihm über die Felder, durften dabei sein, wenn Kühe kalbten oder Pferde gestriegelt wurden. Selbst die scharfen Maternahunde knurrten freudig bei ihrem Anblick.

So herrschte denn viele Jahre lang fröhliche, ungetrübte Harmonie zwischen ihnen — bis dann eines Tages auf dem Maternah-

of ein junges Mädchen auftauchte. Sie wußten nicht, woher sie kam — erfuhren das auch niemals genau. Sie mußten lediglich registrieren: da gab es also nunmehr im Bereich ihres Materna ein Geschöpf in etwa ihrem Alter —durchaus ansehnlich, zugegeben; auch erfrischend unsentimental, sich mit gelassener Heiterkeit bewegend. Sie hieß Hannelore Welser.

„Was will denn die hier?“ fragte Konrad skeptisch. Und Peter meinte offenerherzig: „Die gehört doch gar nicht hierher!“

„Nun gut“, sagte Alfons Materna, durchaus zufrieden über diese Reaktion. „Wenn ihr tatsächlich dieser Ansicht seid, dann braucht ihr Hannelore einfach nicht zu beachten. Das ist auch gewiß die einfachste Lösung. Für uns alle.“

Einige Tage lang belauerten dann Konrad und Peter höchst mißtrauisch dieses neuartige Maternahofidyll. Doch sie konnten alsbald, mächtig erleichtert, feststellen: diese Hannelore Welser drängte sich nicht zwischen sie und ihren Wahlvater – und seine herzliche Aufgeschlossenheit den beiden „Jungföchsen“ gegenüber blieb völlig ungetrübt.

„Die scheint ja gar nicht so übel zu sein“, gestand schließlich Konrad ein. Und Peter meinte großzügig: „Vielleicht werden wir uns noch an sie gewöhnen.“

„Das sollte mich freuen“, sagte Alfons Materna überrascht und verwundert zugleich.

Sie begannen, äußerst vorsichtig, unentwegt mißtrauisch, dabei fast bedächtig, Hannelore zu akzeptieren. Zumal die sich, wie sie nicht ohne Anerkennung bemerken konnten, erhebliche Mühe gab, ihnen zu gefallen. Und das nicht etwa auf die ansonsten immer wirksame weibliche Weise der geschickt ausgespielten Anziehungskraft – sondern vielmehr auf eine sehr typisch masuri-

sche Art: Hannelore bewies ihnen, daß sie etliche Geheimnisse der herzhaften landesüblichen Küche kannte – ihre Schmorbraten und besonders ihre Süßspeisen ließen sie vor Wonne verstummen.

„Die ist in Ordnung!“ sagte schließlich Peter.

„Wenn die sich weiter so gut macht“, stellte Konrad zufrieden fest, „kann aus der noch was werden!“

„Was aber wohl?“ fragte sich Alfons Materna, nunmehr ehrlich besorgt.

Es folgte eine viele Monate andauernde Zeitspanne der gegenseitigen Anpassung. Materna beobachtete seine Jünglinge wachsam und mit steigender, doch kaum jemals gezeigter Freude. Gefühlsäußerungen hatten in Masuren schon immer Seltenheitswert besessen. Zwar schienen gerade dort die Herzen besonders groß zu sein — doch niemand trug sie auf der Zunge. Das schon gar nicht im Bereich eines Materna.

„Sie scheint euch zu gefallen?“ fragte der eines Tages offen zu seinen jungen Freunden.

„Es geht“, versicherten sie. „Wir gewöhnen uns an sie.“

Nichts konnte für Alfons alarmierender sein. Fortan belauerte er seine Jünglinge wie ein Fuchs, der einen Hühnerstall gesichtet hat. Denn alle seine heimlichsten Befürchtungen schienen sich zu bewahrheiten: Konrad und Peter begannen, um Hannelore herumzubalzen. Und die war offensichtlich bereit, das zu genießen.

Der erfahrene Alfons Materna witterte die unerfreulichsten Komplikationen. Er hatte sich nicht nur an „seine Söhne“ gewöhnt, er hatte sie auch im Verlauf der Jahre liebgewonnen. Nun jedoch, befürchtete er, könnte diese Freundschaft zerbrechen—durch eine wohl unvermeidlich herbeigezwungene Entscheidung. Denn: mußte jetzt nicht möglicherweise Hannelore wählen zwischen Konrad

und Peter — und damit zwangsläufig eine seit langem gewachsene Harmonie zerstören?

Besorgt nahm daher Alfons seine Hannelore Welser zur Seite. Einflüsternd sagte er zu ihr: „Mir, an deiner Stelle, würde es sehr schwer fallen, mich für einen von beiden zu entscheiden.“

„Das fällt mir auch sehr schwer“, bekannte sie ein wenig ratlos.

Und zu den Jünglingen, die er gleichfalls zur Seite nahm, sagte er: „Ihr seid mir beide lieb und wert — jedem von euch würde ich unsere Hannelore von Herzen gönnen. Doch zu wem paßt sie wirklich?“

„Das“, bekannten beide übereinstimmend, „ist auch unser Problem.“

So lebten sie denn dahin – wochenlang, monatelang, mehr als ein Jahr. Materna nützte diesen Zustand äußerst geschickt: er gab keinem seiner Jünglinge Gelegenheit, allein mit Hannelore Welser zu verweilen. Und die reagierte ganz in seinem Sinne – sie beschäftigte beide intensiv; für sich, für den Maternahof. Dabei bemüht, keinen zu bevorzugen.

Sie belauerten sich höchst wirkungsvoll. Keiner erschien fortan jemals ohne den anderen. Beide halfen Hannelore mit Hingebung im Garten, im Stall, im Keller. Ihre wachsende Zuneigung wurde nahezu systematisch in wirksame Arbeit umgesetzt. Gemeinsam versuchten sie, ihr zu gefallen. Sie reinigten Wege, schälten Kartoffeln, pinselten das Maternahaus mit leuchtenden Ölfarben an. Alles das aber wie erbitterte Konkurrenten, die dennoch dabei Freunde blieben – nicht zuletzt Maternas wegen.

Der aber sagte eines sehr schönen Tages zu Hannelore: „Du bist in einer denkbar beneidenswerten Lage, mein Kind, du wirst geliebt.“

„Doch von wem wirklich?“ wollte sie wissen. „Vermutlich“, mein-

te Materna bedächtig, „solltest du wohl jetzt fragen: von wem mehr?“ „Nun ja – das frage ich mich auch“, gestand Hannelore Welser, spürbar unentschlossen.

„Ich“, meinte nunmehr der listige Materna, „könnte keinen von beiden bevorzugen.“ „Genau das“, versicherte sie, „kann ich auch nicht.“

Das geschah in jenem dumpfglühenden Sommer des Jahres 1939, auf den alsbald ein Krieg folgte. Doch kaum jemand in Masuren wollte davon wissen. Aber zu denen, die dieses Verhängnis witterten, gehörte auch Alfons Materna. Immer noch fanden sich bei ihm, wenn auch in verdächtig geringer werdender Zahl, diverse freß-, sauf- und gesprächswütige Zeitgenossen ein. Doch bereits von kommender Vernichtung umlauert; was niemand offen zugeben wollte.

Sie fragten ehrlich besorgt: „Was bleibt uns jetzt noch?“

Solches fragten sich auch die Jünglinge. Aber sie meinten zugleich: was jetzt immer auch kommen mag, vermutlich müssen wir nunmehr irgendeine Entscheidung treffen. Was jedoch praktisch wohl hieß: Hannelore war es, die sich entscheiden mußte – für einen von beiden. „Aber für wen wohl?“ fragte Alfons augenzwinkernd.

Er hatte sie um sich in seiner Wohnhöhle versammelt. Etliche Flaschen Frankenwein standen zwischen ihnen, was eine besondere Auszeichnung war. Besorgt väterlich bemühte er sich um sie.

Hannelore gestand schließlich: „Ich liebe beide!“ „Ich habe nichts anderes erwartet“, bekannte Alfons Materna, wobei er seine Freude nur mühsam verbergen konnte. „Und wir beide“, versicherten die Jünglinge, „lieben Hannelore.“

Diese Erkenntnis wurde durch intensives Kopfnicken bestätigt; und es wurde, bedeutungsschwer, mehrfach wiederholt. Sie be-

trachteten sich danach zutiefst erfreut, aber auch überaus hilflos zugleich. Hannelore legte ihre Hände auf den Tisch – Peter ergriff die eine, Konrad die andere. Ein unlösbarer Kreis schien geschlossen worden zu sein.

„Wenn das so ist“, sagte nunmehr Alfons Materna, spürbar erleichtert und von heiterster Versuchung erfüllt, „dann schlage ich folgendes vor: ihr verlobt euch beide mit Hannelore! Damit gehört sie jedem von euch und keinem allein. Für eine endgültige Entscheidung lassen wir uns Zeit – so viel Zeit, wie uns noch bleibt.“

Das war nicht sonderlich viel – doch eben das vermochte damals niemand zu ahnen. Der Krieg beschleunigte seine Uhren. Erbarmungslos. Nur noch wenige glückliche Tage in denkbar blutigen Jahren blieben ihnen übrig. „Was jedoch danach sein wird“, versprachen sie sich, „soll für uns entscheidend sein.“

Bis dahin jedoch, so versicherten sie sich übereinstimmend, besaß diese „doppelte Verlobung“ verpflichtende Geltung. Diese Entscheidung wurde von ihnen geradezu feierlich akzeptiert. Sie glaubten um wahre Treue zu wissen, zumal da ein Materna seine Hände wie segnend über dieses seltsame Bündnis hielt.

Doch nichts davon erfüllte sich! Denn niemand, der mitgeholfen hatte, diesen ungewöhnlichen Pakt zu schließen, überlebte seine Zeit. Sie alle, ohne Ausnahme, starben in den Klauen des damaligen Krieges.

Aber auch dies kann als ein denkbar typisches masurisches Schicksal aus jenen Tagen bezeichnet werden. Für erfüllte Liebe war einfach kein Platz darin — das können wir beklagen, doch zu ändern vermögen wir es nicht.

Aus: „Ostpreußische Liebesgeschichten“ (1967)

In diesem Heft

- 3 August Feddersen Architekt BDA
Leben und Werke
Von Reinhard Donder
- 9 Reinhard Donder - Aufgewachsen ist er in Lütjensee,
im Herzen bleibt er Masure.
- 11 Interview mit Joanna Wańkowska-Sobiesiak
- 16 Erwin Kruk (4.05.1941—31.03.2017)
Wächter des Masurentums
Von Brigitte Jaeger-Dabek
- 18 Erwin Kruk: ÜBERMITTLUNG
- 19 Erwin Kruk: AUS ALTEN BÜCHERN
- 20 Ernst Wiechert (18.05.1887 – 24.08.1950):
Ursprung und Lebensraum
- 25 Das alte Masuren
Von Fritz Skowronek
- 34 Masurische Eulenspiegelei
Von Hans Helmut Kirst

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost” (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.

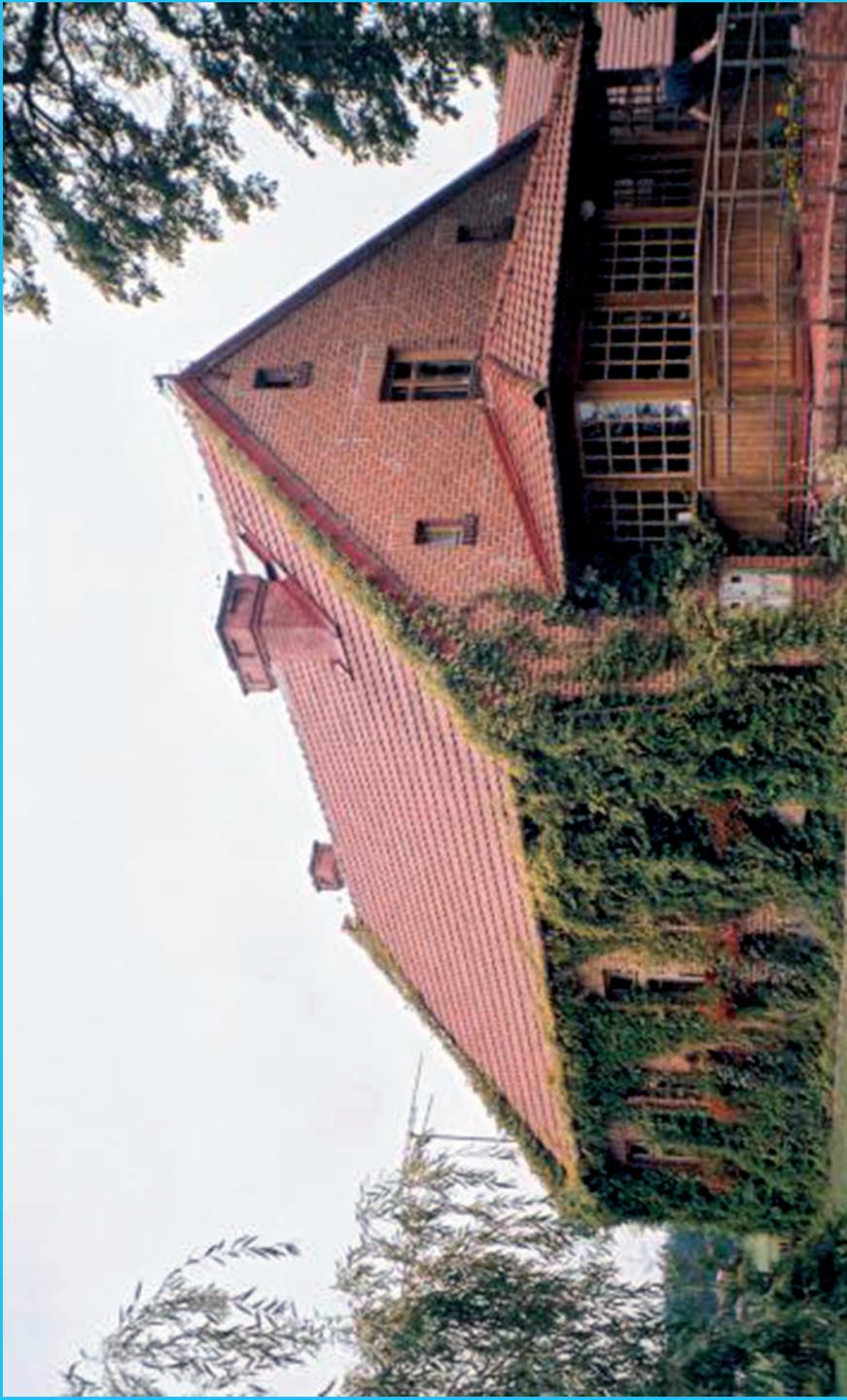
Fritz Skowronnek

Lebens-
geschichte eines
Ostpreußen

1858 / 1925

Es zuckt mir in der Feder, meine Leser durch die Behauptung zu verblüffen, daß ich schon in meiner Jugend ein Jahrhundert durchlebt habe.

S. 25



**Das Forsthaus in Kleinort (Pireslawek) in Masuren, in dem Ernst Wiechert auf die Welt gekommen ist.
Heute befindet sich in einem Seitengebäude ein kleines Museum. S.20 www.polish-online.com/**